

ARCHITEKTURGESCHICHTE

Theresienstadt | Eine Zeitreise

Theresienstadt war ein Meisterwerk des Festungsbaus. Doch das assoziieren wohl die Wenigsten mit der Stadt im Nordwesten Tschechiens. In der Gedankenkette folgen eher die Namen Auschwitz, Dachau, Buchenwald – der Massenmord an Juden und „Regimefeinden“ durch die Nationalsozialisten. Ideal zum Aussperren, war die Festung auch ideal zum Einsperren. Theresienstadt gab es aber schon vor dem „Dritten Reich“. Der Name geht auf Kaiserin Maria Theresia von Österreich zurück. Ihr Sohn Joseph II. gab 1780 den Befehl, im damals österreichischen Böhmen, am Zusammenfluss von Eger und Elbe eine Wehranlage zu bauen.

Uta Fischer und Roland Wildberg verfassen eine leicht lesbare und reich bebilderte Chronik Theresienstadts, vom Bau der Garnisonstadt und der kleinen Festung bis in unsere Tage. Hier und da ergänzen den Text Schaukästen mit Informationen zu Architektur und Planung, Personen oder zeitlichen Abfolgen.

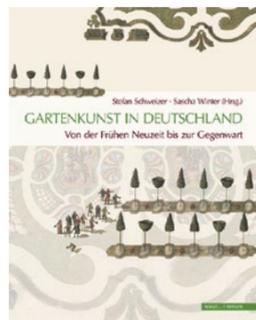
Wer drinnen und wer draußen, wer Freund und wer Feind vom „Herrscher“ über Theresienstadt war, das änderte sich über die Jahre. Erstaunlich ist, wie gut sich die politische Entwicklung Zentraleuropas anhand dieser Stadtgeschichte erzählen lässt: Theresienstadt wird als Bastion der Österreicher gegen die Preußen erbaut. Die Festung manifestiert den Konflikt zwischen den Großmächten des deutschen Bundes, den Häusern Habsburg und Hohenzollern. Auch im 19. Jahrhundert steht die Festung stellvertretend für das politische Hin und Her in den deutschen Territorien, insbesondere seinen Randgebieten, und die rasante (militär-)technische Entwicklung. Schon bald nach ihrer Inbetriebnahme ist sie zur Verteidigung ungeeignet, im Deutschen Krieg von 1866 bereits unbedeutend und im 1. Weltkrieg längst keine Bastionärfestung mehr, die Kriegsführung hatte sich geändert.

Fischer und Wildberg binden die Beschreibung der Anlage und dessen, was dort geschah sowohl in den Lauf der Zeit als auch in den europäischen Kontext ein. Theresienstadt war nacheinander österreichische, tschechische, deutsche, tschechoslowakische und schließlich wiederum tschechische Stadt.

In der Hauptsache behandelt das Buch die Jahre von 1940 bis 1945. Die Nazis hatten die einstige Garnisonstadt zum „Alten-“ und „Vorzeigeghetto“, respektive Durchgangslager gemacht, in der Kleinen Festung folterte und mordete die Gestapo. Nach dem Krieg nutzten auch die Tschechen sie als Gefängnis; und schon bei den Österreichern war sie, nachdem nicht mehr Heer-Unterkunft, Haftanstalt: Gavriilo Princip, der 1914 mit dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in Sarajevo den 1. Weltkrieg ausgelöst hatte, saß hier in Einzel- und Dunkelhaft, „verfaulte bei lebendigem Leibe“.

Die Autoren beschreiben empathisch, nicht akademisch. Roland Wildberg arbeitet als Journalist u.a. für „Die Welt“. Uta Fischer war als Stadtplanerin an den Stadtentwicklungsplanungen für Theresienstadt beteiligt. Allerdings werden die Entwicklungsmöglichkeiten für die Stadt im Buch nur knapp dargelegt. Im Ausblick hätte man sich mehr Details gewünscht. Offensichtlich entwickeln die heute etwa 3000 Bewohner zunehmend Initiativen, um sich den Ort anzueignen. Neben dem „Lagertourismus“, derzeit Motor der Wirtschaft, soll in Zukunft auch die Militärgeschichte in den Fokus des Fremdenverkehrs rücken. Zudem steht ein UNESCO-Titel ins Haus. Das Erbe des „Dritten Reiches“ lähmt das Städtchen. Dabei stellen selbst ehemalige Häftlinge des Ghettos fest, dass die Hauptfestung, die heutige Stadt Terezín, ihren eigenen Weg gehen muss. Wer will schon mit dem Grauen der Vergangenheit leben? Es leuchtet ein, dass es eine Stadt, in der alles bleibt, wie es zu Zeiten des Ghettos war, nicht geben kann. Das Elbe-Hochwasser 2002 gab Antrieb, mit dem Wiederaufbau auch die Entwicklung der Stadt anzustoßen. *Josepha Landes*

Theresienstadt | Eine Zeitreise | Von Uta Fischer und Roland Wildberg | 368 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 29,80 Euro | Wildfisch Verlag, Berlin 2012 | ▶ ISBN 978-3-9813205-1-0



LANDSCHAFTSARCHITEKTUR

Gartenkunst in Deutschland | Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

3,4 Kilogramm „Gartenkunst in Deutschland“, ein in jeder Beziehung gewichtiges Buch, das einen Meilenstein in der Geschichte des Gartens darstellt, indem es dem Gegenstand zu erneutem Ansehen verhilft. Lange in der Bedeutungslosigkeit versunken, ist seit einigen Jahren ein Gartenboom zu beobachten, der sich möglicherweise aus einem Gefühl des Mangels angesichts unseres naturfernen Lebens erklärt. Von Marketingstrategen geschickt aufgegriffen, werden Gärten zum Event degradiert, und es erscheint eine Flut von Gartenbüchern und -zeitschriften, die kaum die Bezeichnung populärwissenschaftlich verdienen. Die öffentliche Hand setzt dem in ihrer Freiraumplanung kaum etwas entgegen, wobei knappe Kassen die freundwilligste Erklärung bieten. Umso gravierender, dass ein halbes Jahrhundert nach dem Standardwerk von Hennebo/Hoffmann „Die deutsche Gartenkunst“ jetzt ein umfassendes Handbuch erschienen ist, das vom kunsthistorischen Institut der Universität in Düsseldorf ausgeht.

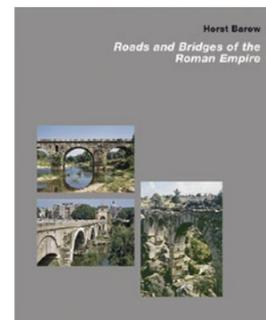
Den Zeitraum von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart berücksichtigend, basiert das Gesamtkonzept des Überblickswerkes auf einer transdisziplinären Darstellung. In 29 reich bebilderten Beiträgen, klar gegliedert in 8 Kapitel, stellen Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen den aktuellen Wissensstand dar und zeigen Perspektiven und Desiderate der Forschung auf. Auch wenn über die Hälfte der Autoren Kunsthistoriker sind, schreiben auch Landschaftsarchitekten, Literatur- und Musikwissenschaftler, eine Agrarwissenschaftlerin und ein Historiker.

Die ersten Kapitel entwirren den bis heute häufig synonym benutzten Begriffswald von Gartenkunst, Gartenbau, Gartenbaukunst, Gartenkultur, Landschaftsarchitektur etc. und zeigen, wie schwer man sich tat, den aufgrund seiner lebendigen Vegetation ephemeren Gegenstand zu den Künsten zu zählen, so dass er auch in der Kunstgeschichte ein Schattendasein führte, wie die dürftig und lückenhaft bestückten Regalbretter der Bibliotheken auf den ers-

ten Blick offenbaren. Eine adäquate kunsthistorische Betrachtung der Pflanzenverwendung findet sich darunter gar nicht. Das holt Clemens Alexander Wimmer jetzt mit seinem Beitrag nach, während Brunhilde Bross-Burkhardt über die Biodiversität in Parks und Gärten schreibt. Eine neue Unterscheidung der beiden grundlegenden Gartenformen, des Barock- und Landschaftsgartens, schlägt Stefan Schweizer vor, wenn er sie aus der Perspektive des Raumes betrachtet. Andere Autoren behandeln die Professions- und Institutionengeschichte, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und die Pflanzen-, Technik- und Wissenschaftsgeschichte des Gartens. Es geht um Bauwerke, Skulpturen, Schriftzüge und ikonografische Gartenprogramme sowie den Garten in der Philosophie, der bildenden Kunst, Literatur, Musik und im Film.

Mit der Verschiebung des Aufgabenfeldes zugunsten öffentlicher Anlagen mit ihrer sozialen Funktion und städtebaulichen Relevanz hat sich der Begriff der Gartenkunst in Landschaftsarchitektur verwandelt. Durch Industrie- und Stadtbrachen ergeben sich heute neue Tätigkeitsfelder für Landschaftsarchitekten, wobei das wachsende ökologische Bewusstsein neue Visionen verlangt. Der sich in den letzten Jahren markant verstärkende theoretische Anteil des Studienganges erscheint als Ausdruck eines zunehmenden Selbstbewusstseins des Faches. Insofern ist das vorliegende Buch nicht nur grundlegend und notwendig für die gegenwärtige und zukünftige Praxis, sondern auch ein fundierter Anknüpfungspunkt zu weiterer Theoriebildung. Und vielleicht wirft man dann doch mal einen Blick über die westliche Grenze, wo Erben des großen Gartenkünstlers André Le Nôtre, Landschaftsarchitekten wie Pascal Cribier oder der auch theoretisch arbeitende Gilles Clément, die bildende Kraft der Natur respektieren und im Dialog mit ihr poetische Werke schaffen – ephemere, ohne abgeschlossenen Werkcharakter und ohne eindeutigen Urheber. Von ihnen könnte man auch eine dem lebendigen Gegenstand adäquate Buchgestaltung lernen. *Brita Reimers*

Gartenkunst in Deutschland | Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart | Herausgegeben von Stefan Schweizer und Sascha Winter-Fring | 576 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 89 Euro | Verlag Schnell+Steiner, Regensburg 2012 | ▶ ISBN 978-3-7954-2605-7



ARCHITIEKTURGESCHICHTE

Roads and Bridges of the Roman Empire

Die Literatur über römischen Straßen- und Brückenbau ist erstaunlich vielfältig. Von anekdotenhaften Einzeldarstellungen berühmter Straßen wie der Via Appia mit ihren zahlreichen begleitenden Denkmälern über die Beschreibung der Erschließung einzelner Provinzen bis zu ausführlichen Bestandsaufnahmen oder minutiös bearbeiteten Einzelaspekten im Rahmen wissenschaftlicher Abhandlungen ist nahezu alles vertreten. In der Regel sind es Historiker oder Kunsthistoriker, die sich hier auf den Weg machen.

Bei Titeln mit dem Anspruch von Standardwerken wird es übersichtlicher. Den Reigen neuzeitlicher Darstellungen eröffnet Piero Gazzola 1963 mit seinem Werk *Ponti Romani*. Der Bauingenieur Colin O'Connor ordnet 1993 in seinem Buch „Roman Bridges“ auf eigens erstellten Karten die Straßennetze des Römischen Reiches und die dazugehörige erstaunlich große Zahl an Brücken und Viadukten systematisch und erleichtert den folgenden Autoren wie Horst Barow die Fortführung der Arbeit.

Horst Barow war als Bauingenieur weltweit mit großen Infrastrukturmaßnahmen befasst und frönte nach dem Renteneintritt voll und ganz seiner Passion: dem Straßen- und Brückenbau der Römer. Er starb 2010 und hinterließ ein wertvolles Vermächtnis, das Friedrich Ragette, der lange Zeit selbst in der Lehre von Architekturgeschichte tätig war, und der Verlag zum vorliegenden Werk vervollständigt haben.

Der Wert des Buches besteht vor allem im klaren und systematischen Ansatz, mit dem sich der Verfasser dem Thema nähert. Mit anschaulichen Zeichnungs- und reichhaltigem Fotomaterial gelingt es ihm, Fachleute wie interessierte Laien in den Bann zu ziehen. Er beschreibt und dokumentiert nur Beispiele, die er selbst besucht hat. An ihnen stellt er die Trassierung, die Einbindung in die Umgebung, die Gründung, Materialwahl und Konstruktion im Detail belegt und nachvollziehbar dar. Das Prinzip der Keilsteinbrücke über einem Halbkreisbogen lässt doch erstaunlich viele Varianten zu. Den Überresten der römischen Infrastruktur kann man nicht ge-

nug Aufmerksamkeit schenken, sind sie doch an vielen Stellen in ihrem Bestand gefährdet. Und lernen kann man von dieser pragmatischen Technik der römischen Baumeister nach wie vor eine Menge.

Die Quellen sind sorgfältig nachgewiesen, die Bibliografie markiert das wissenschaftliche Umfeld, ein Glossar rundet das Werk ab. Kunsthistoriker erhalten mit dem vorliegenden Werk zudem festeren Boden unter den Füßen. *Karl J. Habermann*

Roads and Bridges of the Roman Empire | Von Horst Barow | Herausgegeben von Friedrich Ragette | 164 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Text Englisch, 59 Euro | Edition Axel Menges, Stuttgart 2013 | ▶ ISBN 978-3-936681-53-6